



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Zehntes Kapitel: Croßmount. 1846 - 47

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Zehntes Kapitel.

Croßmount.

Meine treuesten Leser werden vielleicht erstaunt und enttäuscht sein, daß ich nicht mehr über die Unterhaltung mitgeteilt habe, welche bei den oben beschriebenen Bandalenschmäusen allezeit herzlich, und wenn Georg Richmond anwesend war, mehr als glänzend dahinsprudelte. Doch fürchte ich, bei einer umständlich erzählenden Wiedergabe gehe Kraft und Saft verloren, da man den Ausdruck des Sprechers doch nicht reden lassen kann. An unmittelbarem, greifbarem Nutzen zog ich ohnehin aus der ganzen Unterhaltung nur wenig. Turner sprach ein für allemal nicht über Kunst und jeder von uns wußte, daß wir in dieser Richtung keine Fragen an ihn stellen sollten; was hingegen einer der andern Maler darüber hervorbrachte, war mir verdächtig, weil ich jeden auf sein spezielles Gebiet beschränkt und damit außer Stande sah, mir auf dem meinigen behilflich zu sein.

Zweierlei war's, was mir besonders am Herzen

lag, als ich, mit jedem Tag höher entflammt, am zweiten Bande der „Modern Painters“ schrieb. Erstens, mir selbst und anderen die Art von Schönheit klar zu machen, die ich in aller glücklich zur Entwicklung gelangten Lebenskraft in der organischen Welt erkannte; und zweitens die Bedeutung zweier Kunstschulen anschaulich zu machen, welche dem britischen Publikum bis dahin unbekannt waren, derjenigen von Fra Angelico in Florenz und von Tintoretto in Venedig.

Ich habe kein Urtheil darüber, wie weit mein Buch dieser Absicht genügt. Gewöhnlich wird es nur um einiger schöner Stellen willen gelesen, ohne daß die darin ausgedrückte Schönheitstheorie je eingehende Beachtung fand; mein Lob Tintoretto's hat nicht den Erfolg gehabt, die Erwerbung irgend eines guten Beispiels seiner Kunst seitens der Nationalgalerie herbeizuführen. Doch schmeichle ich mir mit dem Gedanken, daß ich einen wirksamen Anteil an der Bewegung hatte, die zur Gründung der Arundel-Gesellschaft in Italien führte, und nicht minder daran, daß die Nationalsammlung jetzt eine wertvolle Serie religiöser Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzt.

Der Stil meines Buches lehnte sich an ein neues Muster, das Osborne Gordon mir empfohlen hatte. Ich war alt genug geworden, um zu merken, daß weder Johnsons elegante Glätte noch Byrons Alliterationen die höchsten Tugenden der englischen Prosa sein konnten; so las ich denn auf Gordons Rat, so-

wohl um ihres Inhalts wie der Schreibweise willen, Richard Hookers „Ecclesiastical Polity“. Ich neigte stets dazu, in meinem Stil das Buch nachzuahmen, das ich zuletzt mit Begeisterung gelesen hatte, auch schien mir Hookers Englisch das geeignetste Vorbild zu sein, wo es auf klare Beweisführung ankam. So machte ich mich daran, jedem Satz soviel Gedankeninhalt aufzupacken als er tragen konnte und die Worte mit äußerster Genauigkeit zu wählen.

Als ich den letzten Satz des zweiten Bandes geschrieben hatte, war ich zum erstenmal in meinem Leben wirklich müde. Wenn ich in Oxford zu lange hinter der Arbeit saß, wurde ich wohl stumpfsinnig und schläfrig, jedoch nicht eigentlich müde; jetzt aber hatte ich das Gefühl, daß mein Kopf nichts mehr leisten konnte und nachdem der letzte Korrekturbogen an den Drucker gesendet war, fand ich mich erleichtert und froh an Bord eines kleinen Dampfers und sah den Bug die grünen Wogen zwischen Dover und Calais durchschneiden. Welch unermessliches Vergnügen, wieder Zeit zu haben, ins Meer zu blicken, mit dem Bewußtsein, zum Frühstück in Calais zu sein und morgen im Wagen dem Mont Blanc entgegenzufahren! Es ist eine der wenigen Freuden, die mir als völlig ungetrübt im Gedächtnis blieben. Wenn ich eine Zeichnung von Turner erhielt, habe ich immer eine zweite gewünscht, aber niemals ist mir der Wunsch gekommen, gleichzeitig in mehr als einem Schiffe zu fahren.

Da mein zweiter Band sehr zur Zufriedenheit

meiner Eltern ausgefallen war, hatten wir beschlossen, daß sie diesen Sommer mit mir alle Orte und Kunstwerke ansehen sollten, von denen in meinem Buche die Rede war; den Campo Santo, Sa. Maria della Spina und St. Rochus' Schule.

Zwar ermattet, war ich doch in völlig guter Gesundheit und voll stolzer Hoffnung; auch die Eltern waren, jedes in seiner Weise, glücklich und vergnügt.

Calais trägt eigentlich mehr den flämischen Charakter als den französischen; es hat keine Holzhäuser, wie sie für das französische Bürgerhaus eigentümlich sind, sondern nur Backsteinhäuser, deren meiste noch die ursprünglichen hübschen Treppengiebel haben. Im Gegensatz zu den französischen Dächern, die meist mit Schiefer gedeckt sind, herrscht hier das Ziegeldach vor. Das französische Haus pflegt auch keine hohen Giebel zu haben, sondern statt dessen stattliche, die Front überragende Dachfenster; wo immer sie in Gruppen beisammen stehen, umgibt sie ein deutlicher Zug von Stolz. Das arme, kleine Calais jedoch hat nichts, worauf es stolz sein kann, dafür scheint es aber in seiner bescheidenen Art völlig selbstzufrieden mit der Würde seiner starken Wälle und der Tore, die durch Zugbrücken gesperrt werden können; stolz mit noch größerem Rechte, als auf seine Würde, auf die, dem allgemeinen Wohle und Nutzen dienenden, weit in die See hinausgebauten Wellenbrecher und den Hafendamm.

Nach unserem gewöhnlichen Aufenthalt in Champagnole, fuhren wir über den Mont Genis nach Turin, Verona und Venedig, wo ich meinem Vater alsbald meine neuen Entdeckungen in der Architektur und Malerei zu zeigen begann. Doch begann sogleich auch eine Verschiedenheit merklich zu werden, mit der ich nicht gerechnet hatte. Hier bemerkte ich zum erstenmal, daß mein Vater älter war als ich und sich durch seine Begeisterung nicht so ohne weiteres aus seinen geruhigen Wegen drängen ließ. Wir waren völlig gleicher Meinung über die reichgemeißelten Portale in Abbeville und die lebenatmenden Bildnisse Van Dycks; als er sich aber aufgefordert sah, flache, wie eine amerikanische Flagge gestreifte Mauern zu bewundern und schlitzäugige Heilige, die den Figuren auf chinesischen Tassen glichen, verhielt er sich ablehnend. Ferner konnte sich mein Vater trotz all meiner glänzenden Schriftstellerkunst in den „Modern Painters“ nicht damit ausöhnen, daß ich die Dichtkunst so völlig abgeschworen hatte; überdies beklagte er, zugleich im Gefühl des Verlustes, den er selbst dadurch erlitt, meine neue Gewohnheit, statt der früheren Zeichnungen in Prouts und Roberts' Art, nun allerlei Einzelheiten und Fragmente in mein Taschenbuch zu zeichnen. Doch blieb ich umso beharrlicher bei meiner Meinung, als Alle seine Ansicht unterstützten und wurde von Tag zu Tag sicherer, daß alle anderen Unrecht hatten.

Hier bitte ich meine Leser, mich recht zu verstehen:

mein stets wachsendes Selbstbewußtsein hatte seinen Grund nicht in Eitelkeit, sondern in dem bedrückenden Gewahrwerden, wie viele Leute ihre Fähigkeiten nicht zur Geltung brachten. Eitelkeit würde mich dazu geführt haben, beim Schreiben und Malen das beizubehalten, wobei ich ihres Lobes sicher war. Ich hatte damals beim Lernen und Lehren nur die eine Absicht, mit der Wahrheit, die ich erkannt, anderen zu dienen und dachte noch nicht daran, persönlichen Ruhm damit zu ernten; inzwischen freilich bin ich für Ruhm nicht so unempfänglich geblieben.

Die Prefurteile über meinen zweiten Band waren zum Teil zurückhaltend, zum Teil anerkennend und soweit ich mich entsinne, keines abfällig. Meine Freunde nahmen viel liebenswürdigen Anteil daran, und die Schätzung, die mir in dem alten litterarischen Kreise Scotts und John Murrays zu teil wurde, fand ihren Ausdruck in einer Aufforderung Lockharts im Laufe des Winters ein Referat über Lord Lindsay in die „Quarterly Review“ zu schreiben. Ich trug einiges Bedenken es zu tun, da mir nicht unbekannt war, daß der Lord mehr über italienische Malerei wußte als ich; doch dachte ich schließlich, daß kein anderer zu dieser Arbeit geeigneter sei, als ich selbst, und überdies trieb mich noch ein weiterer Grund, ein Grund von unwiderstehlicher Kraft.

Die kleine Charlotte mit der hohen Stirn war inzwischen zu einer schottischen Fee herangewachsen, zu

einer weißen Dame und Zauberin verhängnisvollster Art, welche soeben aus dem Sturzbach in Rhymers Glen hervorgestiegen zu sein schien, nur in begünstigten Augenblicken im Mondlicht sichtbar. Ich jedoch sah sie manchmal beim trüben Scheine des gewöhnlichen Lampenlichts bei Lady Davy, der Witwe Sir Humphreys, deren Empfangsabende in der Parkstraße unter anderen die Leute aus der literarischen und wissenschaftlichen Welt zu versammeln pflegten, welche ehemals Scotts Kreis in Abbotsford angehört hatten. Es gelang mir nie, mit Charlotte Lockhart in ein erfreuliches Gespräch zu kommen, und so ging ich hinweg und reiste nach Cumberland, um mich — nach meiner alten Klugheit — ihr dadurch zu empfehlen, daß ich einen Aufsatz in die Zeitschrift ihres Vaters schrieb.

Den Vorfrühling des Jahres 1847 ging ich nach Ambleside, das damals noch ein Dorf mit ländlichem Wirtshause war. Dort verfiel ich, sei es nun infolge des gebackenen Salmen, den ich zum Frühstück bekam, sei es infolge gar zu tiefen Nachdenkens über die himmlische Hierarchie, in einen so kleinmütig verzagten Zustand, wie er mir zuvor kaum bekannt war und erst vierzehn Jahre später wieder bekannt wurde. Den ganzen Vormittag brachte ich damit hin, in heißem Bemühen schöne Satzgefüge aufzubauen und abzuwägen, und als ich nachmittags im Boote auf dem Windermere herumfuhr, schien mir das Wasser ringsum bleiern und die Berge unbedeutend. Und nachdem Lockhart mein sorgsam ausgearbeitetes Manuskript glücklich in Händen hatte,

verlangte er von mir, ich solle die besten Stellen darin streichen (gerade wie es mir vormals mit meinem Preisgedicht gegangen war). In beiden Fällen ließ ich mir meine Federn geduldig ausrupfen; als er aber obendrein noch das Ansinnen an mich stellte einen Satz zu unterdrücken, der sich in gerechtem Tadel gegen die Darstellung der St. Michele-Kirche in Lucca wendete, welche Gally Knight offenbar „aus dem Kopf“ gemacht hatte, — einfach weil dieser Herr ein Schützling der Zeitschrift sei, war ich sehr verstimmt. Dieser Einblick in die Künste des Buchhandels und der Kritik machte mich gegen beide mißtrauisch, und da ich auch kein Wort darüber hörte, daß Charlotte an meiner Arbeit das geringste Interesse genommen, war mein Gemüths- und Körperzustand bei meiner Rückkehr nach London derart, daß meine Eltern es für das Beste hielten, wenn ich wieder zur Kur nach Seamington ginge.

Auch mir schien es so und ich trat meinen Bußgang zu Dr. Jephson wieder an, der mir alsbald den gebakfenen Salmen verbot. Wie ehemals mußte ich mich wieder an die Mineralquellen halten und bedächtig spazieren gehen.

Zufällig traf ich dort mit dem Sohne einer alten Freundin meines Vaters, Frau Farquharson, zusammen, der gleichfalls bei Jephson in Behandlung war. Obgleich erst zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, erschien er mir doch immer älter als ich, da er bereits Stellung und Einfluß im Kreise von Berth hatte. Einige Jahre

zuvor war er durch Erbschaft in den Besitz eines ausgedehnten Hochlandgutes gekommen, dessen Uebernahme ihm die Verpflichtung auferlegte, seinen Namen in Macdonald zu ändern. Seine übrigen Besitzungen waren damals St. Martin bei Perth, wo seine Mutter lebte, Schloß Kossie, oberhalb Montrose, dann noch ein anderes Schloß, dessen Name mir entfiel, südlich vom Schehallien, und schließlich das Jagdschloß Croßmount an dessen Fuße. Der junge Macdonald hatte uns mit seiner Mutter ein paarmal auf dem Dänemarthügel aufgesucht, und, vielleicht teils auf Anstiften seiner Mutter, teils — ich weiß nicht warum, eine aufrichtige Neigung zu mir gefaßt, die ich nur mit überraschter Dankbarkeit erwidern konnte. Er war ein schlanker, dunkler Hochländer mit einem finstern Zug im Gesichte, solange er ruhig war; doch hatte er für seine Freunde ein so gewinnendes Lächeln, wie ich es nur noch bei einem Freunde meiner späteren Jahre wiedergefunden habe, von dem ich ein andermal erzählen will.

Dem aufmerksamen Leser ist es vielleicht befremdend aufgefallen, daß ich in bezug auf meine Gefährten, weder im College noch zu Hause, von „Freundschaft“ gesprochen habe. Ich bin mir über die eigentlichen Merkmale einer vorbildlichen oder poetischen Freundschaft nicht ganz klar. Wohl kann ich ausgesprochene Zuneigung empfinden für Dertlichkeiten, Bilder, Hunde, Katzen und Mädchen, auch danke ich dem Himmel, daß

ich viele treue Freunde gehabt, die mir unendlich viel halfen und Gutes erzeigten, und hoffe auch ihnen nicht ganz unnütz gewesen zu sein; doch konnte ich auf keinen George Herberts Aufforderung anwenden: „Deinen Freund nimm in deinen Busen, laß seine Augen dir ins Herz dringen, damit er sieht was darinnen ist; wenn die Gelegenheit es verlangt, sei Du sein Opfer“, u. s. w. Ohne mich für besonders schlecht zu halten, fand ich doch in meinem Herzen nichts, das mir für einen anderen des Sehens wert schien, auch muß ich bekennen, daß ich selbst keine Neugier empfand in die Herzen anderer zu schauen. Ich hatte nicht das Bewußtsein ihnen Opfer zu bringen, noch im mindesten den Wunsch, sie mir zuliebe andere Großtaten vollbringen zu sehen, als die Kunststückchen, die sie am liebsten vorführten: so wurde mir später Dawtrey Drewitt lieb, weil er auf dem Kopf stehen und Schlangen beim Schwanz fangen konnte, Gershom Collingwood weil er französische Lieder über das irdische Paradies singen, und Alic Wedderburn weil er, als vortrefflicher Schwimmer, für mich ins Wasser ging und Wasserlilien holte. Ich selbst erwartete nie, ein Gegenstand freundlicher Liebe zu sein und erwartete von meinen Freunden höchstens, daß sie meine Bücher gerne lesen sollten; doch wenn ich heute zurückblicke, will's mir scheinen, als ob sie mich ebenso geliebt hätten oder liebten, wenn ich nie eines geschrieben hätte.

Der erste meines Liebes-Heerbannes, William Mac-

donald, ließ sich von mir versprechen, in diesem Herbst zu ihm auf sein Jagdhaus Großmount zu kommen, wo es seine Christenpflicht von ihm verlangte, dem edlen Waidwerk obzuliegen.

Ich fuhr über Dunbar nach Schottland und ging nachdenklich über Killiecrankie zu dem Kieferngehölz hinauf, welches das Haus meines Freundes vor den wilden Winden schützte.

Nachdem ich einmal mit ihm und seinen Jagdhütern den Schehallien hinauf gestiegen war und an einer Jagd teilgenommen hatte mit soviel Vergnügen, als ich bei dem flügelichen Wimmern und Schreien von siebzig oder achtzig grauen Hasen finden konnte, die in Säcken heruntergebracht und den armen Pächtern überlassen wurden, kam ich zu dem Schluß, daß es besser sei, wenn die arme Pächterschaft die Erlaubnis hätte, sich ihre Hasen auf eigene Hand zu holen. Ich verschwor alle weiteren vornehmen Vergnügungen und setzte mich statt dessen, wenn die Tage schön waren, an die mühsame Wiedergabe eines Distelfeldes, das auf einer sumpffreien Stelle des Tummelufers üppig aufgeschossen war.

Für mich war das Distelfeld von Großmount wie das Erbteil eines Amethystschazes; die Stunden, die ich dort arbeitete gehören zu den wenigen in meinem Leben, deren ich mich mit vollkommener Heiterkeit erinnere in dem sicheren Bewußtsein, daß ich sie nicht besser hätte anwenden können. Dort hatte ich in der That gescheite Gedanken, — obgleich ich mich damit

selbst lobe — zu viele, um sie hier nieder zu schreiben, und einen gesunden Schlaf trotz der Eulen, die in Scharen das Kieferngehölz am Tummelufer bewohnten.

Die Hälfte meiner Fähigkeit, über alles was sich auf Kunst bezieht Klarheit zu erlangen, erwarb ich durch meine Gewohnheit die Dinge mit den eigenen Händen zu tun, bis ich ihre Schwierigkeiten kannte; und obgleich ich es nicht darauf ablegte, die Geschicklichkeit bis zur Kunstfertigkeit zu steigern, so erkannte ich doch in jedem einzelnen Falle worauf es ankommt. Deshalb setzte ich mich auch, als ich zu Oxford den Bau eines Weges leitete zu einem Steinklopfer mit Drahtmaske an die Londoner Landstraße und klopfte Steine mit ihm, bis ich wußte, wie ich meine Schüler anweisen mußte, damit sie die Hämmer nicht durch ihr Ungestüm entzwei brechen möchten. Ein irischer Gassenfeger unterwies mich in seiner Kunst so gut er konnte, doch war ich darin beinahe so bewandert wie er selbst, aus der Zeit, da ich in unserem Garten den Besen geschwungen hatte. Ich arbeitete bei einem Schreiner, bis ich einen zwei Meter langen Hobelspahn glatt abhobeln konnte, und arbeitete auch zur genüge mit herrlicher grüner Tünche, um die Ueberlegenheit des Anstreichermeisters zu erkennen, wo es galt den großen stumpfen Pinsel anzuwenden. Die allerfröhlichste Erinnerung an Handarbeit solcher Art heftet sich an das alte Wirtshaus zu Samoens. Meine Mutter fand, daß die Steintreppe seit dem vergangenen Jahr unerträglich schmutzig ge-

worden sei, und da niemand im Hause daran zu denken schien, sie zu scheuern, holte ich selbst die nötige Anzahl Eimer voll Wasser aus dem Hofe und ließ sie in herrlichem Versailler Wasserspiel die fünfzehn bis zwanzig Stufen der großen Treppe hinabstürzen, indem ich die Staffeln mit dem stärksten Besen, den ich auftreiben konnte, bis in die Ecken hinein säuberte. Es war eine ganz vergnügliche Arbeit, das reine Wasser über die Treppe zu schütten und den Schmutz von einer Stufe zur anderen hinunterzutreiben.

Ich muß noch einmal flüchtig auf das Kieferngehölz und die Eulen von Großmount zurückkommen, weil mir der Eulenschrei immer Unglück prophezeit hat, was aufgeklärte Leute auch dagegen sagen mögen: und wenn mir, wie ich erzählte, auf jenem Distelfelde auch neue Weisheit aufgegangen ist, so schloß die schottische Athene mir gegenüber doch ihr Visir. Ihre Ungunst wurde mir in dieser Zeit fühlbar durch den Verlust Miß Lockharts, die ich auf einer Gesellschaft bei Lady Davy zum letzten Male traf. Ich führte sie zu Tische, mußte aber bemerken, daß sie auf keines meiner Worte achtete; und da Gladstone auf ihrer anderen Seite saß, verlor ich die kostbaren Minuten, indem ich über sie hinweg mit ihm über neapolitanische Gefängnisse disputierte. Er wollte nicht einsehen, daß die wirklichen Gefangenen die Leute außerhalb sind.

Zu Hause nahmen meine Arbeiten ungestört ihren Fortgang und halfen mir die Enttäuschungen des

äußeren Lebens lindern. Die Bewunderung des Baumwuchses, die Fontainebleau mich gelehrt hatte, führte mich zu einer sorgfältigen Unterscheidung der verschiedenen Arten, und während mein Vater wie früher nach dem Frühstück meiner Mutter und mir eine halbe Stunde lang vorlas, hatte ich einen frischgeschnittenen Baumzweig vor mir, nach welchem ich eine Studie ihres charakteristischen Wachstums, sowie eines einzelnen Blattes in natürlicher Größe in sorgfamer Umrißzeichnung anfertigte. An schönen Tagen legte ich mich in eine Wiese und zeichnete die Grashalme und dazwischen die kleinen Stauden von Butterblumen und Habichtskraut, bis jeder Quadratfuß Wiese mir ein Bild von unendlicher Reichhaltigkeit und ein beglückender Besitz für mich wurde. Die natürliche Anmut in der Anordnung der einzelnen Pflanzen und Blätter wurde für mich der Gegenstand tieferen Interesses, als die Komposition irgend eines Meisterwerkes der Kunst. Meine Liebe zu vielgestaltiger, bunter Fülle, von der ich schon sagte, sie habe mich das Flamboyant reinerer Baukunst vorziehen lassen, fand hier freudiges Genügen, indem ich mich in das unablässige Wirken der allmächtigen Güte versenkte, welche die Erde mit diesem nahrungsspendenden Gewande bekleidet, und mit jedem neuen Tage sah ich mit größerem Entzücken in das Gewölbe und die strahlenden Glasgemälde des Morgenhimmels.

Blumen, wie alles Liebliche in der sichtbaren Welt kann man weder mit Vergrößerungsgläsern noch

Brillen, sondern nur mit den Augen sehen, die uns Gott gegeben hat. Jene sind für die Neugierigen und Alten, Stelzen und Krücken für Leute, die durch den Sumpf gehen wollen oder nicht anders vorwärts kommen, als auf drei Beinen. Ist Körper und Gemüt gesund, dann sollen die Menschen mit eigenen Augen sehen, ohne Posaunen sprechen, ohne Hörrohr hören, zu Fuße gehen statt sich Rädern anzuvertrauen, arbeiten und Krieg führen mit der Kraft der eigenen Arme, statt mit Maschinen und Feuerwaffen, mit denen man auf einen Schuß zwanzig Menschen töten kann, ohne sie nur zu sehen. Wahrlich mag der Gebrauch der großen mechanischen Kräfte manchmal mit dem Gebrauch unserer eigenen vereinbar sein; aber die Benützung von Instrumenten, die unsere Sehkraft erhöhen, beraubt uns notwendigerweise der besten Freuden unseres Schauens. Eine Blume sollte man ansehen wie sie wächst, auf dem Boden in dem sie wurzelt, in ihrer Beziehung zur Luft und zum Tau; man muß ihre Blätter betrachten, wie sie sich im Sonnenschein entfalten, ihre Farben, wie sie die Felder umsäumen und im Walde glühen.

Man mag sie zergliedern und vergrößern so viel man will, schließlich ergibt sich aus all dem nichts, als daß Eichen, Rosen und Maßliebchen aus Fasern und Bläschen bestehen und diese wiederum aus Kohlenstoff und Wasser: — und doch, trotz allem Forschen und Prüfen, weiß niemand wie.
